

Meine Damen und Herren, liebe Freundinnen und Freunde,

Das Erinnern an diese Stätte nazistischen Terrors hier in Wandsbek soll Geschichte lebendig machen, um für die Gegenwart und Zukunft zu lernen und sie human und friedvoll zu gestalten.

Offensichtlich gibt es Personen, die dieses verhindern wollen. In der letzten Woche wurde mehrfach versucht, die Hinweistafel zur Gedenkstätte zu entfernen. Ihr seid trotzdem da, darüber freue ich mich.

Hier an diesem Ort waren über 500 Frauen aus vielen Ländern Europas eingesperrt, um Zwangsarbeit für die Drägerwerke zu leisten. Sie waren als Mädchen und junge Frauen aus ihrer Heimat und aus ihren Familien gerissen worden. Die meisten kamen aus dem Frauenkonzentrationslager Ravensbrück, wohin sie aus rassistischen oder politischen Gründen deportiert worden waren.

Sie lebten hier im Wandsbeker KZ unter erbärmlichen Verhältnissen. Sie wurden erniedrigt und geschlagen, in 12-Stunden-Schichten mussten sie bei der Herstellung von Gasmasken schwer schuften.

Ihr Wille sollte gebrochen werden. Sie sollten nur Sklaven sein, gehorchen und arbeiten. Zusammenhalt unter den Gefangenen sollte es nicht geben.

Dagegen setzten die Häftlinge aber ein Zeichen. Davon möchte ich heute beispielhaft berichten. Es ist eine Erinnerung und zugleich ein Vorbild von Solidarität, von Geschlossenheit und Verbundenheit.

Ich werde über das ehemalige Arbeitskommando „Reißzwecken“ sprechen, einer Gruppe polnischer Frauen, die zunächst im Konzentrationslager Ravensbrück waren und dann geschlossen in das Außenlager Wandsbek (Drägerwerk) überstellt wurden.

Mitte 1943 wurde im KZ Ravensbrück im Rahmen der Arbeitseinteilung durch die SS ein Kommando von 25 Frauen gebildet, die in dem in der Nähe gelegenen Ort Lychen in der Reißzweckenfabrik Lindstedt zur Zwangsarbeit eingesetzt wurden. Sie mussten zunächst wie auch deutsche Arbeiterinnen Reißzwecken herstellen. So erhielten sie im Lager den Beinamen „Reißzwecken“, „Reißnägeln“ oder aufgrund der runden Form der Reißzwecke den Spitznamen „Wanzen“.

Die polnischen Frauen aus dem KZ Ravensbrück waren von der SS in Lychen in der Fabrik Lindstedt als „Verbrecherinnen“ angekündigt worden, sodass die deutschen Zivilarbeiter ihnen zunächst feindselig begegneten. Sie wurden als „Banditen“ beschimpft und Dorfbewohner bewarfen sie mit Steinen, als sie von der Bahnstation zur Fabrik marschieren mussten.

Da jeder Kontakt zwischen den KZ-Häftlingen und der deutschen Bevölkerung strengstens verboten war, blieb ein großes Misstrauen bestehen.

Die polnische Gefangene Marianna Slota berichtet über die Arbeit in Lychen:

„In der großen Halle arbeiteten nur Deutsche. Uns wurde eine Ecke, isoliert von den anderen, zugewiesen. Der einzige Deutsche, der mit uns Kontakt hatte – außer den SS-Aufseherinnen – war der Meister Widhum, der uns gegenüber sehr feindlich gesinnt war.

Seine Aufgabe war, uns die Arbeit an der Stanze beizubringen. Für einen normalen Menschen war die Arbeit relativ leicht, aber wenn man in Betracht zieht, dass wir mehr als 12 Stunden arbeiten mussten, zusätzlich die Anfahrt, dann die ständige unbarmherzige Aufsicht...so war die sogenannte leichte Arbeit für unsere entkräfteten Körper eine echte Qual.“

Die Einstellung der deutschen Zivilarbeiterinnen änderte sich bald, als sie sahen, wie schwer die Häftlinge arbeiten mussten. Sie bemerkten auch ihre aufrechte Haltung, ihren Mut gegenüber den SS-Bewacherinnen.

Marianna Slota erinnert sich an den Besuch sogenannter hoher Persönlichkeiten in der Fabrik. Kurz danach hieß es, dass die Produktion umgestellt wird. Statt Reißzwecken sollten jetzt Präzisionsteile für die Luftwaffe hergestellt werden. „Die Fabrik gehörte jetzt zur Kategorie der Kriegsindustrie“, so schildert es Marianna Slota. „Diese Nachricht wurde uns auf Befehl der Fabrikleitung von unserer Gruppenleiterin Hilda Machinia, mitgeteilt. Hier gab es für die Deutschen eine unerwartete Überraschung. „Geh und sag ihnen, dass wir Polinnen nicht für den Krieg arbeiten.“ So lautete unsere solidarische Antwort, die Hilda in deutscher Sprache, die sie beherrschte, der Fabrikleitung mitteilte.“

Das war mutig, fast tollkühn könnte man sagen. Was würde jetzt passieren?

Die Gefangene Elzbieta Cierpiol berichtet:

„Einige Tage nach dem Frühappell wurde unsere ganze Kolonne „Reißzwecken“ aufgerufen. Wir mussten den ganzen Tag und die ganze Nacht ohne Verpflegung vor der Baracke stehen. Am nächsten Tag mussten wir durch das Lagertor losmarschieren. Wir hatten Angst. Wir beobachteten die Marschrichtung. Wir wussten, links vom Tor fanden die Erschießungen statt. Erleichtert stellten wir fest, es geht geradeaus. Wir gingen bewacht von SS-Leuten mit Hunden, zur Bahnstation Ravensbrück. Dort wartete schon ein Güterwaggon auf uns. Wir fuhren ins Ungewisse. Durchfroren und hungrig kamen wir auf einem Nebengleis eines Konzentrationslagers an. Hinter dem Zaun Männer in Streifenanzügen. Es war das KZ Neuengamme, wie die SS-Aufseherinnen sagten. Von dort gingen wir lange zu Fuß zur Gummifabrik Drägerwerk. Auf einem sofort angeordneten Appell wurden wir in Arbeitsgruppen aufgeteilt und bekamen neue Nummern. Wir kamen alle zusammen in einen Block. Unsere Freude war groß, wir blieben zusammen. Wir hatten viele Monate Leiden hinter uns, waren miteinander vertraut, solidarisch. Ohne Murren haben wir die Folgen der Arbeitsverweigerung in der Reißzweckenfabrik getragen. Wenn man uns getrennt hätte, wer weiß, ob wir so viele körperliche und seelische Kräfte aufgebracht hätten...“.

Stefania Kluszczynska berichtet von der großen Verbundenheit innerhalb dieser Gruppe. Sie sprachen sich gegenseitig Mut zu und halfen einander. „Eine zuverlässige Freundin war und bleibt Marianna Slota... Sie hat mich über längere Zeit vor dem Hunger gerettet. Sie tauschte Brot bei anderen Häftlingen gegen die Steckrübensuppe, die ich nicht essen konnte, weil ich an einer Gallenblasenentzündung litt. Wenn ich mich heute selbst befragen würde, weiß ich nicht, ob ich ein solches Opfer gebracht hätte.“

Die Gruppe der „Reißzwecken“ blieb bis zur Befreiung in Wandsbek zusammen. Teresa Neclaw erzählt: „Wir schliefen dort in einem großen Stall ... Die Wände aus undichten Brettern...Es war kalt, nur ein Ofen im ganzen Stall. Wir schliefen auf Spänesäcken.“ Sie mussten sich gegenseitig wärmen.

Halina Paskiewicz ergänzt im Hinblick auf die Arbeitsbedingungen: „Ein Teil von uns hat bei den Öfen gearbeitet, beim Brennen von Gummi. Die Arbeitsgebäude waren mit Draht vom Lager abgetrennt. Wir arbeiteten zwölf Stunden. Die Arbeit war sehr hart. Einem Häftling fiel etwas herunter, sie wurde der Sabotage beschuldigt. Sie wurde zum Tode durch Erhängen verurteilt. Sie wurde im Lager aufgehängt. Man hat das Urteil in drei Sprachen vorgelesen. Aus Neuengamme ist die SS gekommen. Sie haben das Urteil vollstreckt. [...] Wir, die Häftlinge, aus dem ganzen Lager mussten dort stehen. Vor unseren Augen wurde sie aufgehängt. Zum ersten Mal habe ich das gesehen. (...) Viele von uns sind ohnmächtig geworden.“

Ende April 1945 wurde einem Teil der Häftlinge, den Polinnen, auch der Gruppe des ehemaligen Kommandos Reißzwecken, befohlen, sich bereit zu halten, um das Lager zu verlassen. Sie befürchteten liquidiert zu werden. Marianna Slota berichtet: „Ein paar Mutige, u.a. auch ich und Hilda Machinia an der Spitze, sind zum Kommandanten vorgetreten und sagten, wir wollen mit den anderen Nationen hierbleiben. Er hat menschlich geantwortet, dass er es auch lieber möchte, aber Befehl sei Befehl. Seine Höflichkeit hat uns nicht gefallen und wir vermuteten das Allerschlimmste.“

Die Gruppe Polinnen wurde mit anderen Häftlingen in einen Güterzug gebracht, der in Richtung Dänemark ging. Der Zug hielt in Flensburg. Dort befanden sich viele deutsche Soldaten, die versuchten die Bewacher des Zuges zu entwaffnen. Sie riefen immer wieder, die Häftlinge freizulassen. Aber der Zug fuhr weiter. Elzbieta Cierpiol war in diesem Zug. Sie berichtet: „Der Zug stand plötzlich. Wir hörten Stimmen. Es waren Männer in deutschen Schupo-Uniformen. Als sie erfahren hatten, dass wir Polinnen waren, sagte einer in gebrochenem Polnisch: Mädchen, ihr habt Glück. Dort, wo wir herkommen, sind nur Tote. [...] Ein Schupo sprach mit dem Lokführer, einem älteren, graubärtigen Mann. Er stimmte dem Plan zu, dass wir nach Padborg weiterfahren. Am 2.Mai kamen wir dort an.“

Die Häftlinge wurden sofort von Dänen und Schweden in Empfang genommen und medizinisch betreut. Sie erhielten zu essen und zu trinken. Sie kamen in einen Sanitätszug, der sie nach Schweden brachte.

„Es kam ein sehr langer Zug, wunderschön sauber, mit weißbezogenen Matratzen, Kissen und Decken. Wir durften uns hinlegen, bekamen wieder zu essen und zu

trinken. In Kopenhagen wurden wir geweckt. Vom Bahnhof zum Schiff war es nicht weit, aber auf dem kurzen Weg wurden wir mit Schokolade, Obst, Brot und Keksen beschenkt. Dänische Frauen weinten... Sie zogen ihre Schuhe aus und schenkten sie uns,“ so erzählt Hilda Machinia.

Auf dem Schiff wurden die polnischen Frauen von einer Offizierin ihres Heimatlandes begrüßt. Viele der ehemaligen Häftlinge waren zu schwach, um das überwältigende Erlebnis, frei zu sein, überhaupt richtig wahrnehmen zu können. »In Malmö begrüßten uns viele Menschen, die Kapelle spielte unsere Nationalhymne. Stolz, in den ärmlichen Streifenanzügen gingen wir an Land... Jemand erzählte uns, daß die Presse viel über unsere Rettung geschrieben hatte und dass wir für den Transport, der in Lübeck auf Schiffe geladen worden war und später versenkt wurde, bestimmt gewesen seien.“, ergänzt Elzbieta Cierpiol.

Die Frauen wurden nach kurzer Quarantäne in verschiedenen schwedischen Städten in extra für sie eingerichteten Heimen versorgt. Umfangreiche ärztliche und soziale Hilfe wurde sichergestellt.

In der Regel blieben die polnischen Frauen ein halbes Jahr zur Regeneration in Schweden. „Die Schweden haben uns mit großer ärztlicher Fürsorge behandelt. Sie haben alles getan, um uns unsere Gesundheit und ein normales Leben wiederzugeben. Wir hatten so große Sehnsucht nach Zuhause, dass die Mehrheit von uns nach einigen Monaten in die Heimat zurückging.“

Auch nach 1945 hielten die Frauen des Kommandos Reißzwecken in Polen Kontakt zueinander und viele dieser Gruppe besuchten Jahrzehnte später die Stätte ihres Leidens hier in Wandsbek im Rahmen des Besuchsprogramms des Senats.

Dieser Zusammenhalt, diese Solidarität half ihnen, das Erlebte besser zu verarbeiten.